

Kirchen sein, sich jenseits konfessioneller Streitigkeiten dem Dienst an den Menschen zu widmen und gerade auch auf Nichtglaubende zuzugehen?

Dacko: In dieser Richtung geschieht schon einiges. Unsere Kirche ist im sozialen Bereich tätig, in Krankenhäusern, in Altersheimen und Waisenhäusern. Die griechisch-katholische Kirche ist hier auch außerhalb ihres Stammlandes in der Zentral- und Ostukraine präsent, wobei sich dabei auch Chancen für die ökumenische Zusammenarbeit mit den Orthodoxen oder den Katholiken des lateinischen Ritus ergeben. Schließlich geht es hier nicht um Dogmen, sondern um praktizierte Nächstenliebe, etwa um das Eintreten für den Schutz des Lebens oder um die Sorge für Alkohol- und Drogenabhängige. Natürlich brauchen wir für unsere sozialen Aktivitäten mehr gut ausgebildete Menschen und auch die entsprechenden finanziellen Mittel. Die Ukraine steckt derzeit in einer tiefen wirtschaftlichen und politischen Krise. In einer solchen Situation brauchen die Menschen von der Kirche nicht nur heilige Worte, sondern auch konkrete Hilfen. Natürlich ist das mit großen Schwierigkeiten verbunden, angefangen von der allgegenwärtigen Korruption bis zu den

Mängeln der staatlichen Gesetzgebung. Aber dennoch wäre vieles machbar.

HK: Sie sprachen von dem langen und schwierigen Weg, der in der Ukraine wie insgesamt in den katholisch-orthodoxen Beziehungen vor uns liegt. Welche Schritte sind für die nächste Zeit angesagt, damit die Kirchen nicht auseinanderdriften, sondern dem angestrebten Ziel der vollen Einheit näherkommen?

Dacko: Der katholisch-orthodoxe Dialog muß verstärkt werden, und zwar nicht nur als römisch-katholischer-orthodoxer Dialog, sondern unter voller Einbeziehung der katholischen Ostkirchen. Gleichzeitig brauchen wir eine Mentalität der Einheit bei allen Beteiligten, als spirituelle Grundlage für den Dialog. Es wäre eine großartige Sache, wenn es anlässlich des Jahres 2000 zu einem symbolischen Akt kommen würde, den die Annäherung zwischen Katholiken und Orthodoxen ausdrücken könnten. Natürlich sieht es heute mit dieser Annäherung nicht rosig aus. Aber wer hätte vor zehn Jahren vorausgesehen, daß der Kommunismus zusammenbricht, die Ukraine selbständig wird und unsere Kirche ihre Freiheit wiedererhält!

Der kommende Gott

Suche nach Wahrheit und Praxis der Gewaltlosigkeit bei Edith Stein

Am 11. Oktober wird Edith Stein (1891–1942), 56 Jahre nach ihrer Ermordung im KZ Auschwitz, von Johannes Paul II. in Rom heiliggesprochen. Aktualität und lebhaftes Interesse an ihrer Person und ihrem Werk sieht unser Autor Andreas Uwe Müller in dem von Edith Stein gewiesenen Weg zu Gewaltlosigkeit und Versöhnung begründet. Dieser Tage erscheint seine zusammen mit der Karmelitin Maria Amata-Neyer erstellte Biographie Edith Steins im Benziger Verlag.

Es sind die Wahrhaftigkeit und sachliche Stimmigkeit des Denkens von Edith Stein, die die Tiefenwirkung ihres Lebens und ihres Werkes ausmachen. Immer mehr Menschen fühlen sich ihrem Erbe verpflichtet, in Deutschland tragen mittlerweile mehr als 30 Schulen verschiedenen Typs den Namen Edith Steins, Hochschulgemeinden widmen sich ihrem Andenken. Insbesondere nach der Seligsprechung am 1. Mai 1987 ist das Interesse an Edith Steins Leben und Denken sprunghaft gewachsen. Dies dokumentiert auch die wachsende Zahl an Publikationen, Arbeitskreisen, Gedenkstätten sowie Institutionen, die ihrem Erbe verpflichtet sind.

1989 wurde die polnische „Edith-Stein-Gesellschaft“ in Breslau ins Leben gerufen, 1994 entstand die „Edith-Stein-Gesellschaft Deutschland e.V.“ mit Sitz in Speyer, 1995 wurden der „Edith-Stein-Kreis e.V.“ in Göttingen und das „Edith-Stein-Jahrbuch“ (München) gegründet. Sie alle sind

sich einig in dem Ziel, daß die „Größe einer geschichtlichen Gestalt entsprechend geehrt (wird), wenn die Sache, für die sie gelebt hat, gefördert und weiterentwickelt wird“ (J. Sanchez de Murillo, Edith-Stein-Jahrbuch 4 [1998], S. 13). Als Edith Stein am 12. Oktober 1891 in Breslau als letztes von elf Kindern einer jüdischen Kaufmannsfamilie geboren wurde, feierte man das höchste jüdische Fest, den Tag der Versöhnung (*Yom Kippur*) zwischen Gott und Mensch und auch der zwischenmenschlichen Vergebung, mit dem der jüdische Mensch ins Neue Jahr eintritt. Edith Stein sah in diesem Fest ein Symbol für ihr Lebensthema: Die Gegensätze im eigenen Leben auszuhalten und zu versöhnen.

Es wurde für sie kein leichter Weg, ihr Frausein gegenüber den Vorurteilen ihrer Zeit zu leben, katholisch zu sein, ohne die jüdische Herkunft und ihre Hochschätzung für die evangelischen Freundinnen und Freunde zu verleugnen, konsequent sachliche Vernunft und Glauben, Aufklärung und

Christentum, Lebenskampf und Kontemplation miteinander in Einklang zu bringen. Immer wieder führte sie dieser Weg in Einsamkeiten, Ausweglosigkeiten und Selbstzweifel, die bisweilen an Verzweigung heranreichten.

Das aber, wofür Edith Stein eintrat und was sie lebte, hat sich heute keineswegs schon erledigt. Sie kämpfte für die Gleichstellung und Gleichberechtigung der Frauen und ging dabei oft exemplarische Wege: Sie wurde die erste Assistentin an einem philosophischen Lehrstuhl in Deutschland (von 1916–18 bei *Edmund Husserl* in Freiburg) und erreichte 1919 einen Erlaß des preußischen Kultusministers, der die Universitäten anwies, Frauenhabilitationen zuzulassen. Als Philosophin erwarb sie sich durch ihre Veröffentlichungen einen Namen in der phänomenologischen Bewegung. Als Lehrerin und Übersetzerin (1923–31) wurde sie ab 1926 zu einer Leitfigur eines neuen katholischen und selbstbewußten fraulichen Laientums. 1932 endlich wurde sie Dozentin am Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Münster; allerdings mußte sie diese Stelle – nach der Machtergreifung Hitlers – schon nach einem Jahr wieder aufgeben. Edith Stein schreckte auch nicht vor einem Bündnis mit der sozialistischen Frauenbewegung oder dem Eintritt in eine liberale politische Partei (DDP, 1919) zurück.

Suche nach der Übereinstimmung von Leben und Denken

Versöhnung suchte Edith Stein auch in einem weiteren Gegensatz: Sie wollte katholisch sein, ohne jemals ihre jüdische Abstammung und den Respekt vor der evangelischen Überzeugung ihrer Freunde und Freundinnen verleugnen zu müssen, ohne überhebliches missionarisches Pathos. Ihre Taufe (1.1.1922) legte sie auf einen Festtag mit jüdischem Ursprung, nämlich das Fest der Beschneidung Jesu, das die vorkonziliare Kirche am 1. Januar beging; ihre Taufpatin war die evangelische Philosophin *Hedwig Conrad-Martius*. Als Christin entdeckte sie die Verwurzelung des Christentums im „Ersten Testament“ und 1933 trat sie dem Karmel bei – dem einzigen christlichen Orden, der seine Wurzel auf das Erste Testament zurückführt. Hellsichtig ersuchte sie nach der Machtergreifung Hitlers bereits im April 1933 Papst Pius XI. um eine Enzyklika zum Verhältnis zwischen Christen und Juden. Als diese ausblieb, begann sie die Erinnerungen ihrer Mutter aufzuschreiben, um am Beispiel der Geschichte einer deutschen jüdischen Familie das verlogene Bild der Nazipropaganda vom Juden als Kulturparasiten zu widerlegen und die Vorurteile durch die Schilderung eines lebendigen Beispiels abzubauen zu helfen („Aus dem Leben einer jüdischen Familie“). Als Vergeltungsaktion für das mutige Hirtenwort der katholischen Bischöfe der Niederlande (11.7.1942), die die Judendeportation verurteilten, wurde sie 1942 in Auschwitz ermordet, weil sie Jüdin und Katholikin war.

Kirchenpolitisch fällt die Heiligsprechung Edith Steins in die Phase einer umfassenden Gewissensforschung und geistlichen Vorbereitung auf die 2000-Jahr-Feier der Geburt Jesu, die Papst Johannes Paul II. 1994 in seinem Apostolischen Schreiben „*Tertio millennio adveniente*“ der Kirche ans Herz gelegt hat. Der Papst wies dabei immer wieder auf das Verhältnis zum Judentum hin. In diesen Zusammenhang gehören auch die Anregungen, die die Vatikanische Kommission für die religiösen Beziehungen zu den Juden im Dokument „Wir erinnern: eine Reflexion über die Shoa“ (16.3.1998) und das päpstliche Schreiben an den Vorsitzenden der Kommission, Kardinal Cassidy, (12.3.1998) gibt. Das Bewußtsein vergangener Schuld und die Trauer über die Tragödie des Holocaust bedeute, so die päpstliche Kommission, zugleich eine bindende Verpflichtung, alles zu tun, damit Ähnliches in Zukunft nie wieder geschieht. Edith Steins Heiligsprechung wird dazu beitragen, die katholische Kirche an die Verpflichtung zu erinnern.

Edith Stein suchte in ihrem Leben nach einer Übereinstimmung von Denken und Leben, Theorie und Praxis. „Meine Arbeiten sind immer nur Niederschläge dessen, was mich im Leben beschäftigt hat, weil ich nun mal so konstruiert bin, daß ich denken muß“, schrieb sie im Jahr 1921 an *Roman Ingarden* kurz vor ihrer Konversion. Dabei überholte das Leben immer wieder die Denkwürfe, so daß Edith Stein der philosophischen Suche nach einer Wissenschaft, die sich in absoluter Gewißheit gründet, „die Fähigkeit bestreitet „sich selbst noch *wissenschaftlich* zu begründen. Sie beginnt mit einer absoluten Setzung“, einem Akt der „vor aller Wissenschaft liegt und *Glaubensakt* ist“, schreibt sie an Ingarden im November 1925.

Denken und Sein, Theorie und Praxis überholen sich immer wieder, sie holen sich nicht ein, laufen aber auch nicht ins Leere, sondern bringen immer wieder neue Lebensgestalten hervor: Als Jüdin war Edith Stein geboren worden, in ihrer Jugendzeit wurde sie zur Agnostikerin. Als Studentin und Assistentin war sie kurze Zeit Atheistin, fand durch ihre Wahrheitssuche zu Gott, wurde Gottsucherin, Christin und schließlich Nonne. Im Gebet des Schweigens fand Edith Stein den Ruhepunkt des Lebens. Die Kontemplation wird zum Mittelpunkt ihres Lebens, aus dem sie den Alltag bewältigt.

Glaube ist kein intellektueller Akt

Denken und Theorie führten jedoch nicht allein zur Entdeckung einer lebbareren Lebensform; es kamen dazu die überraschenden Erfahrungen von Liebe – zweimal dachte Edith Stein an Heirat –, Leiden und Tod (ihrer Studienkollegen und vor allem ihres Mentors *Adolph Reinach* 1917 im Ersten Weltkrieg). Prägend waren ebenso die Begegnung mit lebendigem Christentum in Menschen ihrer nächsten Umgebung (v.a. *Max Scheler*, *Adolph*, *Anna* und *Pauline Reinach*), das lebendige Zeugnis heiliger Menschen (allen

voran Teresa von Avila, aber auch Franz von Assisi und Augustinus), religiöse Grenzerfahrungen und schließlich der philosophische Disput (mit Husserl, Ingarden und Heidegger) sowie die Literatur (Dostojewski u.v.a.).

Willensstark und selbstbewußt kam sie durch die Praxis zur Einsicht, daß jedes Leben doch geführt wird und aus einer Erfahrung von Gnade lebt und daß der Mensch allein den Sinnzusammenhang seines Lebens nicht aus eigener Kraft stiftet, sondern in „Gottes Hand“ liegt. In ihrem Hauptwerk „Endliches und ewiges Sein“ (1936) hat sie diese Erfahrung an einem schönen Beispiel erläutert: „Man unterscheidet in der gewöhnlichen Rede ‚Planvolles‘ – und das gilt zugleich als ‚sinnvoll‘ und ‚verständlich‘ – und ‚Zufälliges‘, was in sich sinnlos und unverständlich erscheint. Ich habe ein bestimmtes Studium vor und suche mir dafür eine Universität aus, die mir besondere Förderung für mein Fach verspricht. Das ist ein sinnvoller und verständlicher Zusammenhang. Daß ich in jener Stadt einen Menschen kenne, der ‚zufällig‘ auch dort studiert, und eines Tages ‚zufällig‘ mit ihm auf weltanschauliche Fragen zu sprechen komme, erscheint mir zunächst nicht durchaus als verständlicher Zusammenhang. Aber wenn ich nach Jahren mein Leben überdenke, dann wird mir klar, daß jenes Gespräch von entscheidendem Einfluß auf mich war, viel ‚wesentlicher‘ vielleicht als mein ganzes Studium. (...) Und je öfter mir so etwas begegnet, desto lebendiger wird in mir die Glaubensüberzeugung, daß es – von Gott her gesehen – keinen Zufall gibt, daß mein ganzes Leben (...) vor Gottes allsehendem Auge ein vollendeter Sinnzusammenhang ist“ (Endliches und ewiges Sein, 109f.). Edith Stein hat dem Versuch widerstanden, in Theorie eine (ideologisch) heile Welt zu entwerfen. Denn mit unseren Fragen kommen wir niemals zu Ende und alle Entwürfe überholen sich. Indem wir leben, glauben wir. Glaube ist für Edith Stein kein intellektueller Akt, sondern eine Weise zu leben. Den Christen schärft sie daher ein, nicht in erster Linie „dogmenfest, sondern gläubig zu sein“ (Welt und Person. Werke VI, S. 190). An etwas glauben heißt für Edith Stein, sich in jeder Lage so zu verhalten, wie man sich verhalten muß, wenn es das, woran man glaubt, wirklich gibt. Diesen Weg ist sie konsequent zu Ende gegangen.

Vor diesem Hintergrund stellt Edith Steins Denken einen – bei allem Zeitbedingten in ihrem Leben und Werk – zukunftsweisenden Entwurf dar: Nicht nur, weil sie versucht hat, Judentum und Christentum zu versöhnen, sondern auch weil ihr Weg von der Erkenntnis ausgeht, daß eine konsequente Praxis der Gewaltlosigkeit und Versöhnung eine Umformung des Bewußtseins bis in seine innersten Wurzeln zur Voraussetzung haben muß. Diesen Weg aber entdeckt Edith Stein in den eigenen Leid- und Differenzenerfahrungen, die ihr Leben geprägt haben: Die Differenz zwischen Mannsein und Frausein, zwischen dem Ich und den Anderen, zwischen Welt und Transzendenz.

Die *Geschlechterdifferenz*: Edith Stein hat diese Differenz seit ihrer Pubertät sehr bewußt erlebt. Sie hat das Elternhaus

verlassen und die Schule abgebrochen, um bei ihrer Schwester Else, deren Mann Gynäkologe in Hamburg war, ihr „Puppenstadium“ – wie sie die Verwandlung des Mädchens zur Frau nannte – bewußt zu durchleben.

Was sie dabei entdeckte – und selbst erlitt – waren die Verzeichnungen des Weiblichen in den tradierten Rollenbildern der wilhelminischen Gesellschaft. Die Frau fungierte großenteils als Gebärende, Erzieherin, Haushaltsverwalterin, Heiratsgut, Zierde des Mannes. An solchen z. T. gewaltsamen Männerfixierungen erlebte Edith Stein die kulturelle Bedingtheit einer Geschlechterrolle, bis hinein in den akademischen Kreis der Universität und den Klerikalismus der Kirche. In „Die Frau. Ihre Aufgabe in Natur und Gnade“ beklagt Edith Stein beispielsweise, daß kirchenrechtlich „zweifellos von einer Gleichstellung der Frau mit dem Mann nicht die Rede sein (kann), da sie von allen geweihten Ämtern der Kirche ausgeschlossen ist“ (Werke V, S. 106).

Ein neuer Umgang der Geschlechter miteinander

Bei einem Referat auf den Salzburger Hochschulwochen im Jahr 1930 forderte Stein die Männer zu einer aktiveren Auseinandersetzung mit ihrer Rolle und ihrem Eigenwert auf. Nur so ließen sich Vorurteile aufdecken, das Gewaltpotentiale im Umgang der Geschlechter, die Entartungen der männlichen Eigenart in unbedacht übernommenen gesellschaftlichen Rollen korrigieren. Den Frauen empfahl Edith Stein eine sachliche Berufstätigkeit, um etwa den hysterischen Neigungen der unbeschäftigten Frau höherer Kreise zu entgehen. In mehreren Vorträgen zwischen 1928 und 1932 forderte sie einen neuen Stil und neue Wege im Umgang der Geschlechter miteinander.

So forderte sie, Freiräume zu schaffen zur Selbsterfahrung der Geschlechter: Jedes Geschlecht habe eine Grundbestimmung durch seine biologische Ausstattung, doch gerade die Rollenzuschreibungen haben eine gewisse geschichtliche Variationsbreite und Gestaltungsmöglichkeit. Es bleibt daher der biologischen Determination gegenüber stets ein Raum der Freiheit und Selbstbestimmung der Geschlechter. Die Räume dazu müssen politisch erkämpft werden.

In den zwanziger Jahren forderte sie auch in der Erziehung, nachdem sie im Studium für die Koedukation eingetreten war, Freiräume weiblicher Selbsterfahrung. Die Mädchen- und Lehrerinnenschulen, an denen sie unterrichtete, boten ihr dazu die ideale Gelegenheit. Noch bevor sie als Referentin für Frauenfragen bekannt wurde, nutzte sie den Schulunterricht – sie war v.a. Lehrerin für Deutsch –, um die Heranwachsenden mit den Frauenbildern der (Literatur-)Geschichte zu konfrontieren und, nachdem die Gleichstellung zumindest rechtlich erreicht war, die Frage nach dem Eigenwert der Frau voranzubringen.

Für einen neuen Umgang der Geschlechter miteinander bedarf es für Edith Stein aber auch eines neuen gesellschaft-

lichen Bewußtsein für den Eigenwert der Frau: In der Geschichte der abendländischen Kultur sieht sie die Männerrolle hauptsächlich bestimmt durch die Macht über die politischen und wirtschaftlichen Prozesse, durch die Fixierung auf Funktionalität, Herstellung und technischer Rationalität. Der Frau eigne dagegen ein Blick für die Vielfalt des Individuellen und ein natürlicher Drang zu Ganzheit und Geschlossenheit; Frauen besäßen von Natur aus ein Interesse am anderen und eine höhere soziale und ethisch-religiöse Kompetenz als Männer. Sie vertritt daher die These, „daß die frei entfaltete und recht gebildete weibliche Natur fähig sei zu einer eigenen Kulturleistung, zu einer Leistung, nach der unsere Zeit verlangt, weil sie geeignet ist, die offen zu Tage liegenden Schäden der männlichen abendländischen Kultur auszugleichen“ (Werke V, S. 113f.).

An den Frauenbildern des Sozialismus ihrer Zeit kritisierte sie in diesem Zusammenhang die Neigung zu Libertinismus als Anpassung der Frau an Männerphantasien. Weil eine Beschränkung auf den männlich-rationalen Stil eine Verarmung der Berufswelt darstellt, forderte Edith Stein die freie Berufstätigkeit der Frau.

Auch in kirchlichen Kreisen beklagte Edith Stein ein Gleichstellungsdefizit und plädierte für eine aktivere Rolle der Frauen in der Kirche; schon Anfang der dreißiger Jahre diskutierte sie im privaten Kreis wie in der Öffentlichkeit die Möglichkeit, religiös-caritativer Tätigkeit von Frauen wieder den Charakter eines geweihten Amtes zu geben: Ob dies der erste Schritt auf dem Weg zum Priestertum der Frau wäre, sei die Frage. Dogmatisch scheine nichts im Wege zu stehen, was es der Kirche verbieten könnte, eine solche bislang unerhörte Neuerung durchzuführen. Sie habe aber das *Gefühl* – Edith Stein vermeidet es von einem verstandesmäßigen Argument zu sprechen –, daß Jesus „zu seinen amtlichen Stellvertretern auf Erden nur Männer einsetzen wollte“ (Werke V, S. 43).

Die Erfahrung verweigerter Anerkennung

Die Differenz der Geschlechter scheint Edith Stein zwar keinesfall unüberwindbar, jedoch sieht sie in der Interaktion der Geschlechter selbst eine ausgezeichnete Möglichkeit der Erfahrung von Grenze, des Aushaltens von Fremdheit und der Erfahrung der Erweiterung und Ergänzung der eigenen Möglichkeiten durch die frei hervortretenden Möglichkeiten des anderen. Das Ziel dieser Interaktion ist ein integriertes Menschentum, indem weibliche und männliche Möglichkeiten einander bereichern. In Jesus Christus steht Edith Stein die Erfahrung solcher Wesensmöglichkeit ungeteilten und ganzen Menschseins selbst vor Augen. In seiner Haltung zu Frauen sei eine Souveränität erkennbar, die sich über patriarchale Einebnungsversuche hinwegsetzt. „Hat der Herr jemals einen Unterschied zwischen Männern und Frauen gemacht?“, gibt Edith Stein all jenen Theologen und amtlichen Vertretern der Kirche zu bedenken, die „eine Betätigung

der Frau außerhalb des Hauses gar nicht in Betracht“ ziehen (Werke V, 107f.).

Eine weitere grundlegende Differenzenerfahrung, die das Leben und Denken Edith Steins geprägt hat, ist die zwischen dem Ich und dem Anderen, die Erfahrung von Leid erzeugender Schuld und Gewalt. Bereits in jungen Jahren erkannte Edith Stein, daß das, was von außen (durch Gesellschaft, Familie u. a. vermittelt) an Informationen, Anregungen und Kenntnissen an jeden Menschen herangetragen wird, von jedem anders wahrgenommen, verarbeitet und gewichtet werden kann. Jedes Ich ist daher einerseits etwas vollkommen Eigenes, andererseits aber mit seiner Identität vom anderen abhängig und an dessen Wohlwollen ausgeliefert. Zu dieser Erfahrung des Ausgeliefertseins der eigenen Identität an den anderen zählte Edith Stein auch die Erfahrung von Gewalt und die Erfahrung verweigerter Anerkennung, die dem anderen seine Freiheit versperrt und schuldig bleibt. Jeder Mensch kann so am anderen schuldig werden.

Für die Erfahrung von Gewalt und personaler Anerkennung gibt es bereits in der frühkindlichen Vita Edith Steins Schlüsselerlebnisse: Die Familie war stolz auf ihre außerordentlichen Leistungen, aber an ihren eigenen Erfahrungen war man nicht interessiert; das wurde als Kindergeschwätz abgetan. Edith Stein empfand diese Verweigerung als Demütigung; man erkennt *etwas* an ihr an, ihr *selbst* mit ihrem eigenen wird die Anerkennung verweigert. Diese tiefe Verwundung zeigte sie nach außen dadurch, daß sie künftig über ihre eigenen Erfahrungen schwieg und ihre Mitteilungen ins Schriftliche verlagerte. Für Mutter und Geschwister wurde sie zu einem Buch mit „sieben Siegeln“.

Eine zweite frühkindliche prägende Erfahrung ist das Erlebnis der Ohnmacht gegenüber der Gewalt, die anderen widerfährt und der Schrei nach Gerechtigkeit im eigenen Gewissen. In Kriminalgeschichten, die der Mutter, bei der Edith die ersten sechs Jahre schlief – als Bettlektüre vorgelesen wurden, litt sie mit den Opfern; durchlitt deren Ohnmacht und ihr Ausgeliefertsein an die Gewalt. Angstträume und heftige Fieberphantasien waren die Folge. Im Schrei entlud sich der innere Kampf. „Schlagt doch der Elisabeth den Kopf ab!“ (F 49), schrie sie in einem Angsttraum immer wieder, als sie aus Schillers „Maria Stuart“ von der ungerechten Verurteilung Marias durch Elisabeth I. hörte. Erst wenn die mit dem inneren Leiden verbundene innere Anspannung und Überreizung sich in Fieberphantasien Luft machte und zur Mitteilung kam, konnte die Familie etwas von ihrem Feingefühl und ihrer äußerst aktiven inneren Welt ahnen. „Im Delirium sprach ich dann aus, was mich innerlich beschäftigte“ (F 49).

Überdies empfand Edith Stein die Aggressionen, die einige ihrer Geschwister im Umgang miteinander an den Tag legten, als würdelos. Solche Umgangsformen fürchtet sie, denn sie treiben den Kreislauf von Gewalt und Gegengewalt weiter, führen zu immer tieferer Schuldverstrickung, zu Vertrauensverlust und Festlegungen, die letztlich den Vollzug der eigenen Freiheit lähmen. Die Flucht in den Alkoholis-

mus, wie sie ihn bei Angestellten der Mutter erlebte, wurde ebenfalls als Quelle neuer Gewalt (gegenüber Familie und Frau) und als Verlust der personalen Würde erlebt.

Auch diese Erfahrungen ließen sie verstummen, ließen sie aber auch die eigene Würde erfahren. Da die Übermacht des anderen und die Erfahrung der eigenen Ohnmacht von außen eine Konfliktbewältigung unmöglich zu machen scheint, wird der Konflikt zunächst ins Innere verlagert. Hier liegt auch eine der Wurzeln für Steins Drang zur Kontemplation, aus dem ihr im späteren Leben die Kraft zum Handeln zuströmte.

Die Sammlung im Gebet des Schweigens

Die Erfahrung der Begrenzung und Gewalt durch den anderen, die Erfahrung verweigerter Freiheit und eigener Ausweglosigkeit werfen das Ich auf sich selbst zurück. Sie führen zum Verstummen; aber das Verstummen wird ihr zum Wendepunkt der Ohnmacht. Denn im Verstummen tritt das Ich nämlich aus allem, was es bestimmt, heraus. Das Ich kann wieder zu sich selbst kommen und wieder Kraft schöpfen.

„Die Entschlüsse stiegen aus einer mir selbst unbekanntem Tiefe hervor. Ich konnte nicht handeln, solange kein innerer Antrieb vorhanden war“, schreibt Edith Stein in ihrer Autobiographie „Aus dem Leben einer jüdischen Familie“ (Werke VII, S. 124). Hier handelt nicht mehr das bewußte Ich.

Wenn das Ich, das im Verstummen oder in der Verzweigung ans Ende seiner Möglichkeiten gekommen ist, wieder neue Kraft erhält, dann nur, wenn es eine Seinsmitteilung jenseits der eigenen Ichquelle gibt. „In dem Gefühl der Geborgenheit, das uns oft gerade in ‚verzweifelter‘ Lage ergreift, wenn unser Verstand keinen möglichen Ausweg mehr sieht und wenn wir auf der ganzen Welt keinen Menschen mehr wissen, der den Willen oder die Macht hätte, uns zu raten und zu helfen: in diesem Gefühl der Geborgenheit werden wir uns der Existenz einer geistigen Macht inne, die keine äußere Erfahrung lehrt“ (In: Einführung in die Philosophie. Werke XIII, S. 194f.).

Man kann dies das *mystische* Moment in der Lebenserfahrung Edith Steins – und in der Erfahrung überhaupt – nennen. Als „Gebet des Schweigens“, das Edith Stein von Teresa von Avila lernte, wurde es ihr zum Ausgangspunkt, die Leiderfahrungen des Alltags zu bewältigen. Die Sammlung, die im Gebet des Schweigens geschieht, läßt das Seiende los und gibt es frei in die Weite seines Seins vor der Erschaffung durch den menschlichen Willen. Und wenn das Ich dabei vor dem letzten Akt nicht zurückschreckt und sich selbst mit all seinen Bildern und Maßstäben im Schweigen losläßt, dann fällt es mit aller Welt in den namenlosen Abgrund über alle Welt hinaus. Dies ist die äußerste Freiheit, die der Mensch – im Gebet – von sich her erreichen kann. Das Gebet ist für Edith Stein daher, „die höchste Leistung, deren der Menscheng Geist fähig ist“ (In: Verborgenes Leben. Werke XI, S. 52). Es ist die Erfahrung einer abgründigen

Weite der Unendlichkeit des Geheimnisses; eines Lebens, das alles trägt und gewährt. Dieses Leben jenseits der Ich-Aktivität schenkt Kraft in der Ohnmacht. Es macht Mut, es spricht lautlos und doch vernehmbar: Du bist gewollt, du darfst sein; hab Mut, fang neu an! Wo solches geschieht, wo der Mensch in seiner inneren Freiheit dieser Berührung inne wird und Güte erfährt, da kommt das eigene ohnmächtige Leben wieder in Bewegung. Und so geht die Bewegung von innen wieder nach außen ins Handeln. Der Blick auf den anderen ist jetzt verwandelt. Er lebt aus einer Erfahrung von Freiheit und Einheit, die erst dann ganz wirklich geworden ist, wenn jede endliche Freiheit daran teilhat.

Der Weg in die Praxis der Alltagswelt und in die Politik beginnt bei Edith Stein mit der Bitte um Versöhnung und der Bitte um Befreiung von eigener Schuld, damit die Enge unseres Blicks für die Wahrnehmung des anderen weit werde; so weit schließlich, um ihn die Güte erfahren zu lassen, die einem selbst im Schweigen begegnet ist.

Dieser Weg führte Edith Stein weiter zur Einsicht, daß ein Leben für den anderen mit der Bitte für den anderen beginnt, daß er nicht schuldig werde. Dies ist das erste und jedem unerläßliche Tat, damit der andere eine Erfahrung von Freiheit und Liebe mache, die seinen Haß überwinden hilft. Ganz nüchtern und konsequent schreibt Edith Stein daher: „Bedenkt man ..., daß jeder die Möglichkeit hat, durch sein Gebet dem anderen die Gnade zu erwirken, so erscheint er mitverantwortlich für jeden, der noch nicht im Stande der Gnade ist, und mitschuldig an jeder Schuld, die ein anderer auf sich ladet“ (Werke VI, S. 168).

Dieser Weg führt schließlich in die Bitte an Gott und zur Aufforderung an sich selbst, anderen selbst aktiv – bis hin zur Stellvertretung – beizustehen, um aus dem Schuldkreislauf und Gewaltkreislauf herauszukommen. Dadurch versucht der Bittende „nur gut zu machen, was er zuvor durch sein Versäumnis dem anderen gegenüber verschuldet hat“ (VI, S. 168). Jedes Handeln, jeder Dialog der auf Versöhnung zielt, beginnt für Edith Stein stets mit einer Umformung des Bewußtseins auf eine Weite und Güte hin, die jenseits der Sprache und jeglicher Vorstellungen liegt.

Die Erfahrung der Nähe Gottes läßt sich für Edith Stein weder inszenieren noch erzwingen. Sie erfordert von Menschen und von den Religionen stets neu die Bereitschaft alle Bilder von Gott loszulassen, zu hören, bis Gott rede, zu warten, bis Gott komme. Der Gotteserfahrung, aus der Edith Stein lebt, erscheint Gott niemals nur als der Gewesene, einst Gekommene, sondern in erster Linie als der stets Kommende, der immer wieder in die Ohnmacht der Welt kommende Gott.

Wer wie Edith Stein diesen Weg – im Spätwerk mit Bezug auf Johannes vom Kreuz – konsequent gehen will, muß bereit sein, sich in eine „Nacht der Sinne“ führen lassen, wo die lieb gewonnenen Gewohnheiten (auch das Sinnliche am Gebet) keinen Halt mehr bieten. Er muß sich hineinführen lassen in eine „Nacht des Verstandes“, die alle Denkkonstruktionen (auch über Gott) entlarvt und alle Denk- und Heilsgewißheiten der Verstandes- und Schöpfungsordnung

überholt. Und schließlich muß er sich hineinführen lassen in eine „Nacht des Glaubens“, in der man die eigene Maßstäblichkeit verliert und in diesem Verlieren seiner selbst bereit wird, sich mit seiner Freiheit auf die Bewegung einer anderen Freiheit einzulassen. Dies ist die eigentliche *via crucis*, die sich selbst für den anderen „Gottes Hand zur Kreuzigung ausliefert“ (In: Kreuzeswissenschaft. Werke I, S. 261).

Für Johannes, der von seinen eigenen Ordensangehörigen verschleppt und mißhandelt wird, und für Edith Stein, die die Gewalt der Nazidiktatur gegenüber anderen Völkern und Rassen sowie Andersdenkenden erlebt, ist der leidende und versöhnende Gottesknecht die Personalisierung und das Zeugnis dieser Sehnsucht nach Einheit. Der Gekreuzigte ist beides: Bild äußerster Differenz Erfahrung und Bild der Befreiung und Erlösung. Das Kreuz ist ein paradoxes Zeichen, denn mit dem Tod des Gewaltlosen enthüllt sich eine innere Freiheit, die durch keine äußere Gewalt zerstört werden kann. Sie weist auf eine Quelle des Lebens und der Kraft jenseits der Erscheinungen. So zeigt sich Edith Stein überzeugt, daß der Kreislauf von Gewalt und Gegengewalt durchbrechbar ist. Wenn die Kirche Edith Stein heilig spricht, dann erkennt sie damit an, daß Edith Stein die Gnade zuteil wurde, diesen Weg konsequent bis zu Ende zu gehen.

Manche Äußerungen Edith Steins – besser sollte man sagen: die Interpretation derselben – haben in der Vergangenheit das Bemühen der Versöhnung in Edith Steins Leben und den jüdisch-christlichen Dialog über Edith Stein in sachlich unangemessener Weise schwer belastet. Große Verständnisschwierigkeiten bereitete besonders eine Stelle aus ihrem Testament vom 9. Juni 1939. Dort spricht sie davon, ihr Leben geben zu wollen unter anderem „zur Sühne für den Unglauben des jüdischen Volkes und damit der Herr von den Seinen aufgenommen werde und sein Reich komme in Herrlichkeit“ bereitet. Den Ausdruck „Sühne für den Unglauben des jüdischen Volkes“ findet man aber sonst bei Edith Stein nicht.

Eine Brücke der Versöhnung zwischen Juden und Christen?

Dies hat zu der Vermutung geführt, Edith Stein spreche hier die Sprache – und Denkweise der vorkonziliaren katholischen Kirche und ihres missionarischen Triumphalismus. Diese Interpretation steht aber quer zu den meisten Äußerungen Edith Steins. Nirgends hat sie behauptet, die Juden hätten nur dann ihren historischen Auftrag erfüllt, wenn sie

Greift Gott in Welt und Geschichte ein?

Handelt Gott aktiv in der Welt? Die modernen Naturwissenschaften lassen ihm dafür scheinbar keinen Raum mehr. Der international anerkannte Theologe und Biochemiker Arthur Peacocke entwirft jedoch ein Modell für Gottes Handeln in der Welt, das sich in die Erkenntnisse der Wissenschaftler einfügt. Seine „Von-oben-nach-unten-Kausalität“ löste in Fachkreisen intensive Diskussionen aus. Nun endlich ist sein Hauptwerk auch für den deutschen Sprachraum zugänglich. Eine überzeugende Antwort auf eine der zentralsten Fragen der Theologie!

Arthur Peacocke

Gottes Wirken in der Welt

Theologie im Zeitalter der Naturwissenschaften

1998. 216 Seiten, kart.

DM 46,- / ÖS 336,- / SFr 43,70

ISBN 3-7867-2131-9



Matthias-Grünwald-Verlag · Postfach 3080 · 55020 Mainz



getaufte Katholiken würden. Sie dagegen hat mehrfach davon gesprochen, daß Gottes Barmherzigkeit viele Wege kenne. „Es hat mir immer sehr ferngelegen zu denken, daß Gottes Barmherzigkeit sich an die Grenzen der sichtbaren Kirche binde. Gott ist die Wahrheit und wer die Wahrheit sucht, sucht Gott, ob er es weiß oder nicht“, schrieb sie an *Adelgundis Jaegerschmid* im März 1938.

In den Jahren vor Abfassung ihres Testaments hat sie sowohl den Weg ihrer Mutter (den jüdischen Glauben) als auch den Weg Husserls (die philosophische Suche nach Wahrheit) als Weg zu Gott bezeichnet und ausdrücklich anerkannt. In ihrem Testament steht an erster Stelle der Aufruf an die Christen, durch ihre Lebensführung und ihr stellvertretendes Mitleiden, andere zu überzeugen. Das ist gut teresianisch und gut paulinisch. Im Kontext des Kapitels über die Errettung ganz Israels sagt Paulus den Christen:

„Angesichts des Erbarmens Gottes ermahne ich euch, meine Brüder, euch selbst als lebendiges und heiliges Opfer darzubringen, das Gott gefällt; das ist für euch der wahre und angemessene Gottesdienst“ (Röm 12,1). Und in diesem Rahmen steht dann auch die Bitte.

Man kann diese Bitte um die Sühne für den „Unglauben der Juden“ und deren Weg zum Herrn daher auch als eine Bitte für das jüdische Volk, um die Kraft im Leiden, um das jüdische Glaubenszeugnis angesichts der Gewalt und der Verfolgung lesen. Und man wird dann auch sagen müssen, daß Edith Stein sich mit Paulus sehr wohl bewußt war, daß für Christen, eine Vollendung der Welt nicht ohne die jüdischen Schwestern und Brüder, die Gott zuerst berufen hat, denkbar ist „Denn unwiderrüflich sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt“ (Röm 11, 29).

Andreas Uwe Müller

Alte Kirche heute

Standortbestimmung einer theologischen Disziplin

Der Rückgriff auf den Ursprung ist für Theologie und Kirche wesentlich. In besonderer Weise gehört die kritische Auseinandersetzung mit den Anfängen der christlichen Gemeinden und ihrer Lehrentwicklung zum unverzichtbaren Wesen verantworteter Theologie. Über Relevanz und Perspektiven kirchengeschichtlichen Arbeitens angesichts von Sparzwängen und einer Krise der Theologie diskutierten deutschsprachige Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler bei der jährlichen Tagung des „Arbeitskreises Patristik“ in München-Fürstenried. Stephan Ch. Kessler SJ, derzeit Assistent am Lehrstuhl für Alte Kirchengeschichte und Patrologie in Freiburg, faßt die Ergebnisse zusammen.

Geschichte und Religion gehören zusammen. Neben der dem Menschen eigenen historischen Neugier steckt implizit auch ein theologisches Motiv in der Frage nach dem Beginn des Ganzen. In der Antike birgt die Erforschung des Anfangs immer ein religiöses Moment. Ein theologisches Verständnis von Geschichte belegen noch Mythos und Bibel, nach denen Mensch und Kosmos in der Gottheit ihren Ursprung haben, während die Moderne heilige und profane Historie strikt voneinander trennt.

Da im jüdisch-christlichen Kontext Offenbarung in und als Geschichte erging und sich aus dieser Vorgabe das Konzept „Heilsgeschichte“ entwickelt hat, kann es letztlich keine christliche Theologie ohne historische Fragen geben. Glaube und Kirche sind definitiv geschichtliche Größen: Sie gründen in dem Glauben an das in Raum und Zeit ergangene Wort und Handeln Gottes. Deshalb ist und bleibt historisches Argumentieren für jede Theologie grundlegend und wesentlich. Von daher bildet Kirchengeschichte ein unerläßliches Strukturmoment christlich theologischen Arbeitens in den verschiedenen Aspekten biblisch-exegetischer, systematischer und praktischer Fragestellungen.

Im Bereich der theologischen Forschung als akademisch-universitärer Wissenschaft widmet sich das Fach *Alte Kirchengeschichte* mit dem anerkannten Instrumentarium der historischen Methode den außerbiblichen Zeugnissen der frühen Christenheit. Die innere und äußere Entwicklung der Lehre und der Organisation des christlichen Glaubensweges in Auseinandersetzung mit und in Angleichung an die heidnisch-antike Umwelt bilden den Forschungsgegenstand dieser Disziplin. Die zeitliche Dauer der als „Alte Kirche“ bezeichneten Epoche umfaßt die Geschichte des Christentums von der missionarischen Ausbreitung nach der paulinischen Völkerpredigt bis zum Ausgang der Antike, der durch den politischen und geistigen Zerfall des Römischen Reichs, den Übergang zur Welt des Mittelalters und den Aufstieg des Islams markiert wird. Das *Imperium Romanum* bildet für die Alte Kirchengeschichte den geographischen, politischen, sozialen und weitgehend auch sprachlichen Rahmen, der die Ausbreitung und die institutionelle wie auch die religiös-dogmatische Entwicklung des Christentums entscheidend beeinflußt hat.

Aus inhaltlichen und zeitlichen Gründen wird der Alten